

„Das ganze System kippt“

Der Glanz der Olympischen Spiele von Barcelona frägt. Weil die Olympiamacher existentielle Fragen des Leistungssports wie das Doping nicht wirklich diskutieren,

leidet die Glaubwürdigkeit. Die Athleten, die sich von Funktionären und Sponsoren mißbraucht fühlen, wollen sich nicht länger mit ihrer Statistenrolle abfinden.

Den besten Überblick hatte Pierre Ponomares. Von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang kreiste er, einem Adler gleich, über Olympia. Von oben beobachtete Ponomares die „schönsten Spiele aller Zeiten“, wie Juan Antonio Samaranch, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), verklart sein Sportfest in Barcelona lobte.

Ponomares sah, wie allein am vorletzten Wochenende mehr als eine Million Menschen die olympischen Stadien am Montjuïc besuchten; wie vielen Goldmedaillengewinnern beim Ertönen ihrer Hymne Freudentränen die Wangen herunterliefen; wie der Präsident vom hohen Olymp herunterstieg und sich das Dienstrikot der über 100 000 Helfer überstreifte; wie ausgewählte Mitglieder der olympischen Familie in ihrer Freizeit gegen den Weltmeister Garri Kasparow im Schach antraten; wie der britische 400-Meter-Läufer Derek Redmond nach einem Muskelriß gestützt auf seinen Vater die letzten 200 Meter humpelnd absolvieren wollte, um endlich einmal den olympischen Zielstrich zu überqueren.

Über die aus der Vogelperspektive so heil wirkende Welt Olympias könnte Ponomares eine Menge erzählen. Doch er darf nicht; er hat Redeverbot. Schon die Nennung seines Namens während der Spiele in Barcelona hätte, so glaubten die Verantwortlichen, die Sicherheit der olympischen Familie gefährdet. Denn Ponomares steuerte ein allgegenwärtiges Flugobjekt, das die Organisatoren mit dem Schriftzug des Telefonkonzerns Telefónica getarnt hatten – einen Aufklärungszeppelin zur Abwehr befürchteter Terroranschläge.

Den wahren Feind Olympias hätten auch alle hochsensiblen Ka-

meras, mit denen das Luftschiff bestückt war, nicht erkennen können. Er sitzt, einem unentdeckt wuchernden Tumor ähnlich, in der Hülle des schönen Scheins – die Zerstörung der Olympischen Spiele von innen heraus ist in Barcelona in ihre Endphase getreten.

Was Attentate und politische Boykotte über Jahrzehnte nicht geschafft haben, gelingt nun den Olympiern selbst. Geblendet von Einnahmerekorden, animiert vom scheinbar unerschöpflichen Interesse der Industrie am Spiel mit den fünf Ringen und angefeuert vom immer noch wachsenden Medieninteresse haben sie die Idee des Baron de Coubertin, des Begründers der Spiele der Neuzeit, in die Hände von Kaufleuten gegeben.

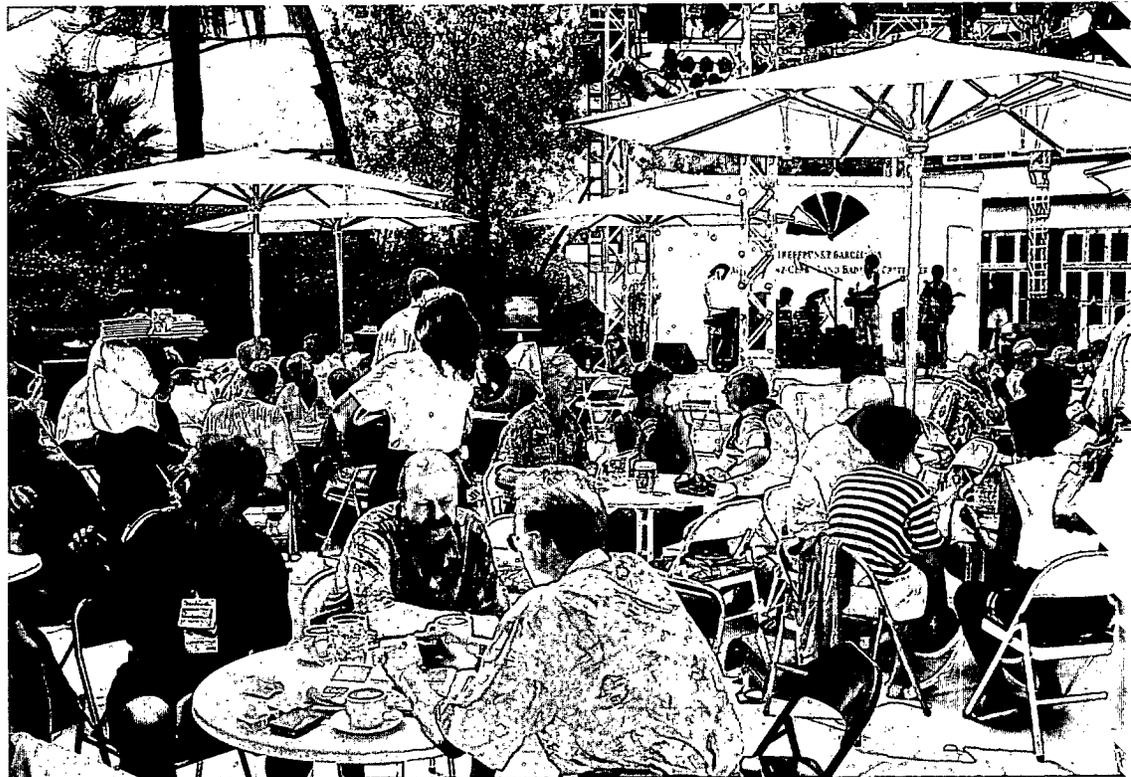
Olympia geriet in Barcelona erstmals zu einem reinen Wettstreit der Sponsoren, die sich an ihren Buffets die Willfährigkeit der Funktionäre erkaufen. Allenfalls im Small talk wurde erörtert, was, obwohl in Barcelona kaum

Sünder ertappt wurden, zu einer existentiellen Frage des Leistungssports geworden ist – das Dopingproblem.

In dieser Party-Atmosphäre standen die Hauptdarsteller früherer Tage abseits; den Athleten wurde ihre neue Statistenrolle auf vielfältige Weise verdeutlicht. Stundenlang mußten sie auf die Eröffnung warten, während die Vips den Opernstars lauschten; sie schliefen in überhitzten Mehrbettzimmern, während die Funktionäre in klimatisierten Hotels nächtigten; wollten sie andere Wettbewerbe besuchen, gab es keine Karten – auf den Tribünen saßen die Sportgewaltigen nebst Ehefrauen.

Sportler, die nicht zufrieden seien, glaubt Samaranch, hätten es „doch ganz leicht: Sie brauchen nicht zu kommen“.

Womöglich ist es schon bald soweit. Der deutsche Langstreckler Stephane Franke hatte bereits das Gefühl: „Wir sind hier überflüssig.“ Der Hochspringer Ralf Sonn empfand sich als „der nützliche Idiot“, den man springen las-



Daimler-Benz-Club in Barcelona: Mit Schleppermethoden die Konkurrenz bekämpft



Volleyballerin Wu Dan
Mit Strychnin aufgeputscht

se, damit andere „den großen Reibach machen“. Und Diskuswurf-Silbermedaillengewinner Jürgen Schult prophezeite, die Funktionäre müßten womöglich schon bald „allein nach Olympia fahren“.

Viele Athleten nervt vor allem ein Problem, das Samaranch schon als gelöst ansieht: die Wettbewerbsverzerrung durch die ungleiche Intensität der Dopingkontrollen.

Wie groß das Mißtrauen der Sportler untereinander ist, war vor allem bei den Leichtathleten offensichtlich. Beinahe nach jeder Entscheidung wurde als erstes über Drogen diskutiert. Kaum im Ziel, behauptete Gwen Torrence, die Viertplatzierte im Frauensprint: „Zwei der ersten drei waren gedopt.“ Bob Kersee, Trainer der Goldmedaillengewinnerin Gail Devers, giftete zurück: „Wenn ihr nicht mit dem Dopinggerede aufhört, könnt ihr bald meinen Hintern küssen.“

Doch nur einen Tag später schmähte Joachim Busse, Trainer der deutschen Siebenkämpferin Sabine Braun, eine weitere Athletin des amerikanischen Erfolgscoaches. Busse über die mit Kersee verheiratete Siebenkampf-Olympiasiegerin Jackie Joyner: „Zu Jackie sollte man besser Jack sagen.“

Genauer als sonst schaute sich jeder seinen Gegner an – und redete dann offen über seinen Verdacht. Die deutsche Hürdensprinterin Gaby Roth beschloß noch im Startblock zum Halbfinale, auch künftig lieber vorzeitig auszuscheiden, als daß „bei mir Bartstopfeln



Sprinter Christie
Mißtrauen in die Muskelberge

wachsen wie bei der Griechin neben mir“ – die bis Barcelona international erfolglose Paraskevi Patoulidou, Ehefrau eines Gewichthebers, wurde Olympiasiegerin.

Das Klima ist so vergiftet, daß nicht einmal mehr die Mütter ihren Töchtern uneingeschränkt vertrauen. Als die Jamaikanerin Juliet Cuthbert gleich nach dem Gewinn der Silbermedaille über 200 Meter mit ihren Eltern telefonierte, lautete die erste Frage der Mutter: „Juliet, are you under drugs?“

Auch der Sieg über 200 Meter ließ Gwen Torrence nicht verstummen. Sie wiederholte ihre Anschuldigungen gegen die Konkurrentinnen Devers und die Russin Irina Priwalowa und rief fast flehentlich ins Mikrofon: „Wir sind für Bluttests – hier und vor euch.“

Bei den Gewichthebern konnte selbst das umfangreichste Kontrollsystem die Verdächtigungen nicht verhindern. Russen und Asiaten, glaubt der deutsche Super-Schwergewichtler Manfred Nerlinger, könnten im Training immer noch nach Belieben dopen: „Man muß zweifeln, ob man einen fairen Gegner hat.“ Südkoreaner durften trotz positiver Proben antreten – die Spuren anaboler Steroide, die vor Olympia in ihrem Urin entdeckt wurden, erklärten sie mit dem Genuß von verseuchtem Hundefleisch.

Bis zum Freitag letzter Woche wurden in Barcelona nur vier Dopingsünder erwischt: Die chinesische Volleyballerin Wu Dan konnte der aufputschenden Wirkung des Rattengifts Strychnin nicht widerstehen, die belarussische Marathonläuferin Madina Biktagirowa hatte sich mit Norephedrin stimuliert, und im Urin des Hammerwerfers Jud Logan und der Kugelstoßerin Bonnie Dasse, beide aus den USA, wurde Clenbuterol gefunden – eine chemische Keule, die vor Jahren in westfälischen Kälbermastställen illegal eingesetzt wurde.

Nonchalant wollte Samaranch die „wenigen Fälle ganz isoliert betrachtet“



Sprinterin Devers
Von der Kollegin angeklagt

sehen. Da machte eine Nachricht aus Deutschland die neue weltweite Dimension des Dopings deutlich: Die Sprinterinnen Katrin Krabbe und Grit Breuer – schon zu Jahresbeginn des Dopings beschuldigt, wegen Verfahrensfehlern freigesprochen, aber trotz Nominierung nicht in Barcelona – wurden ebenfalls beim Doping mit Clenbuterol erwischt. Auch drei Briten war der Einsatz des viehischen Medikaments nachgewiesen worden. Die Betrüger des Sports, das wurde schnell deutlich, hatten eine neue, noch perversere Modedroge entdeckt (siehe Seite 198).

Fortan saß das Mißtrauen in der ersten Reihe. Die Muskelberge des Ben-Johnson-Nachfolgers Linford Christie wurden ebenso kritisch beäugt wie der plötzliche Einbruch des 200-Meter-Weltmeisters Michael Johnson – wollte er nur den Kontrollen entkommen?

Ungläubig registrierten die Zuschauer in aller Welt auch, daß der Amerikaner Kevin Young nach seiner Weltrekordjagd über 400 Meter Hürden nicht einmal schwer atmete, während Silbermedaillengewinner Winthrop Graham aus Jamaika hinter dem Zielstrich ausgepumpt zusammensackte.

„Weltweit“, erkannte der deutsche Olympiarzt Wilfried Kindermann, werde „weitergedopt auf Teufel komm raus.“ Und die Olympiasiegerin von 1972, Heide Rosendahl, wußte auch, warum. Der Sportler werde heute „von Funktionären, die sich in seinem Ruhm sonnen, und von Sponsoren, die

„Ein feines Fingerzittern“

Die neue Dopingkombination: Clenbuterol und das Wachstumshormon

Vor zwei Monaten trafen sich die Dopingfahnder aus aller Welt zu einem Workshop in Köln. Beiläufig erzählte der Leiter des Analyselabors in Montreal, Robert Dugal, seinen Kollegen, daß im Urin amerikanischer und kanadischer Athleten immer häufiger Spuren einer ungewöhnlichen Substanz zu finden seien. Das Mittel habe bislang nur in der Tiermedizin eine unrühmliche Rolle gespielt: Clenbuterol.

Als der Name fiel, horchte der Leiter des Kölner Labors, Professor Manfred Donike, auf. Vor Jahren schon, als mit Clenbuterol Rennpferde gedopt und Kälber gemästet worden waren, hatte auch er bei Urin-Analysen von Athleten routinemäßig nach dem Wunderwirkstoff geforscht – aber nie Spuren davon entdeckt. Als er sich sicher war, daß Clenbuterol im Humanbereich keine Rolle spiele, nahm er die Suche nach dem Stoff aus seinem Routineprogramm wieder heraus.

Der Tip aus Montreal genügte: Ab Mitte Juni forschte Donike wieder nach dem Medikament mit der gleichermaßen aufbauenden wie aufputschenden Wirkung. Schon bald wurde er fündig, erst bei Bodybuildern und dann bei den Sprinterinnen aus Neubrandenburg – Katrin Krabbe, Grit Breuer und Manuela Derr.

Wieder einmal hat ein Trainer an seinen Athleten erprobt, was bei Ratten, Hühnern, Meerschweinchen, Schafen und Rindern verblüffende Wirkung gezeigt hatte.

Mit Clenbuterol, das geht aus mehr als 100 wissenschaftlichen Forschungsarbeiten in aller Welt hervor, wurden die Tiere im Rekordtempo leistungsstark.

Die Berichte vom Muskelgewinn bei Tieren waren so verführerisch für die Fleischproduktion, daß auch die größten Pharmakonzerne mit dem Mastmittel experimentierten.

Bei Lämmern wuchs der große Wadenmuskel nach nur zweimonatiger Einnahme um 40 Prozent. Ratten legten 21 Prozent an Muskelmasse zu, und Kälber, denen pro Kilogramm Lebendgewicht täglich vier Mikrogramm Clenbuterol gespritzt wurden, verzeichneten innerhalb von 27 Tagen eine Gewichtszunahme von 30 Prozent.

Ein solches Wundermittel, das entspricht der perversen Logik der Doper, mußte über kurz oder lang auch für die Sportlermast in Frage kommen.



Sprinterin Krabbe, Trainer Springstein
Im Rekordtempo leistungsstark

Nur die extremen Nebenwirkungen hatten wohl lange einen Einsatz bei Athleten verhindert. Clenbuterol hat, in großen Dosen verabreicht, nicht nur eine muskelbildende Wirkung. Es stimuliert, weil es das zentrale Nervensystem erreicht, den Doper oft bis ins Unerträgliche.

Die Liste der Nebenwirkungen reicht von Herzrhythmusstörungen, allgemeiner Unruhe, Übelkeit und Kopfschmerzen bis hin zur häufigsten und auffälligsten Folgeerscheinung – dem typischen Clenbuteroltremor, ein unwillkürliches Vibrieren der Gliedmaßen. Pharmafirmen, die Clenbuterol herstellen, machte die Fehl-Erregung der Muskeln solche Sorgen, daß sie für ihre Untersuchungen eigens einen „Tremormeßstuhl“ entwickelten.

Auf das „feine Fingerzittern“ weist auch der Beipackzettel des clenbuterolhaltigen Hustenkrampflösers Spiropent hin, den Krabbe, Breuer und Derr geschluckt haben wollen. Jetzt finden jene seltsamen „psychovegetativen Störungen“ eine Erklärung, die die Sprint-Weltmeisterin Krabbe befielen, als sie kurz vor Olympia noch einmal ein Comeback versuchte und scheiterte. Damals machte sie die

Journalisten, die sie angeblich zu Unrecht des Dopings verdächtigten, verantwortlich – augenscheinlich quälte sie nur ihr neues Dopingmittel.

Geklärt ist auch, wie das Medikament nach Neubrandenburg kam. Als die Kuren mit dem DDR-Hausmittel Oral-Turinabol problematischer wurden, brach Springstein zur Studienreise in die USA auf. Dort muß er den Tip für den Schnellmacher aus der Tiermedizin erhalten haben.

Clenbuterol, sagt Don Cathlin, Leiter des Dopinglabors von Los Angeles, sei in Nordamerika „momentan das Mittel der Wahl“. 20 Mikrogramm täglich, also eine Tablette Spiropent, werden auch in der jüngsten Auflage des „Underground Anabolic Steroid Handbook for Men and Women“, der amerikanischen Bibel aller Doper, empfohlen.

Zunächst hatte der Krabbe-Trainer Skrupel. Freunden vertraute er an: „Was die US-Girls alles nehmen, kann ich meinen Mädchen nicht geben.“ Doch dann besorgte er sich das Mittel auf dem Schwarzmarkt – und verließ sich dabei auf die Flüsterpropaganda der Doper, Clenbuterol sei nicht nachweisbar, zudem auch nicht in den Dopingverbotslisten aufgeführt.

Womöglich gibt es noch einen zweiten, bisher unentdeckt gebliebenen Teil des Clenbuterol-Skandals im Spitzensport. Mehrere wissenschaftliche Arbeiten weisen auf den besonderen synergistischen Effekt der gleichzeitigen Gabe von Clenbuterol und dem gentechnisch hergestellten und damit auch kostengünstigen Wachstumshormon (HGH) hin.

In der Dopingzene gilt es als offenes Geheimnis, daß bei der sportlichen Muskelmast zumeist beide Mittel eingesetzt werden. Bluttests jedoch, die einen HGH-Nachweis ermöglichen würden, und die die Olympiasiegerin Gwen Torrence vehement fordert, werden im Spitzensport nicht durchgeführt.

ihre Produkte über ein Spektakel verkaufen wollen, wie ein Marionette geführt“.

Die neue Abhängigkeit wurde in Barcelona eindrucksvoll demonstriert. Wann und wo die Stars aufzutreten hatten, bestimmten die Vertragspartner, allen voran die Sportartikelfirmen.

Und wer, wie der japanische Ausrüster Asics, gerade keinen aktuellen Superstar zur Stelle hatte, mißbrauchte vergangenen Ruhm. Die Japaner überreichten Samaranch für sein Olympiamuseum eine Skulptur, geschaffen aus dem Fußabdruck von Abebe Bikila, der 1960 seinen Marathon noch barfußlaufend gewann, ehe ihm Asics den ersten Laufschuh verpaßte.

Sogar aus belanglosen Fragen der Kleiderordnung wurden Schlagzeilen gemacht. Nike-Werbeträger Michael Jordan kündigte an, der Basketball-Siegerehrung fernzubleiben, wenn er dabei das Trikot des US-Team-Ausrüsters und Nike-Konkurrenten Reebok tragen müsse. Der Krieg der Welt-Konzerne, der in Barcelona die Auseinandersetzung der politischen Systeme ablöste, erreichte eine so absurde Dimension, daß sich das amerikanische Nachrichtenmagazin *Newsweek* zumindest für die olympischen Wochen einen Sponsor alten Stils zurückwünschte: „Bring back the Communists.“

Die Deutschen glänzten auf der olympischen Geschäftsfläche mit protzig zur Schau gestellter Mittelmäßigkeit. Im „Treffpunkt Barcelona“ von Daimler-Benz und der baden-württembergischen Landesregierung schwäbelte vornehmlich das Unternehmertum aus dem Ländle bei Weißwurst und Maultaschen. Im Deutschen Haus des „Team Olympia“ baten die sechs offiziellen deutschen Olympiasponsoren von Lufthansa über Obi bis VW zum Gruppenbild mit Athleten.

Aus ihren Werbezentralen heraus bombardierten eigens engagierte PR-Strategen die Medien mit intimen Botschaften. „Der Prinz von Monaco war da, auch General Francis Nyangweso aus Uganda“, meldete stolz das Team Olympia. Das Land Baden-Württemberg pries eine Modenschau von „17 frischgebackenen Entwurfsdirectricen“, und Daimler-Benz verkündete uner-

müdlisch, den sehnlichsten Wunsch aller Medaillengewinner zu erfüllen: „Einmal einen Mercedes der S-Klasse fahren.“

Der Chemiekonzern Bayer Leverkusen, auch mit einem eigenen „Meeting-Point“ in Barcelona vertreten, verriet, welcher Rat des Vereinstrainers Rudi Haas dem Bayer-Hammerwerfer Heinz Weis zum sechsten Platz verholfen hatte: „Heinz – volles Rohr“ war die letzte hochintelligente Anweisung, die ich ihm vor dem Finale noch geben konnte.“

Bayer und Mercedes präsentierten die in ihren Unternehmen beschäftigten Athleten auf ihren Bühnen wie einst die DDR ihre Stars in den Dynamo-Turn-

Haus zwei Mercedes-Limousinen, um die Sieger vor dem Betreten des feindlichen Terrains abzufangen.

Bei den Athleten, die sich nur noch ausgenutzt fühlen, weckt die Geschäftsmacherei den Wunsch, auf irgendeine Weise teilzuhaben. Da sie für den Olympiasieg ihre Heirat verschoben habe, hoffte die Wildwasser-Kanutin Elisabeth Micheler, werde sich ihre Heimatstadt Augsburg etwas einfallen lassen, „damit die Hochzeit eine große Sache wird“.

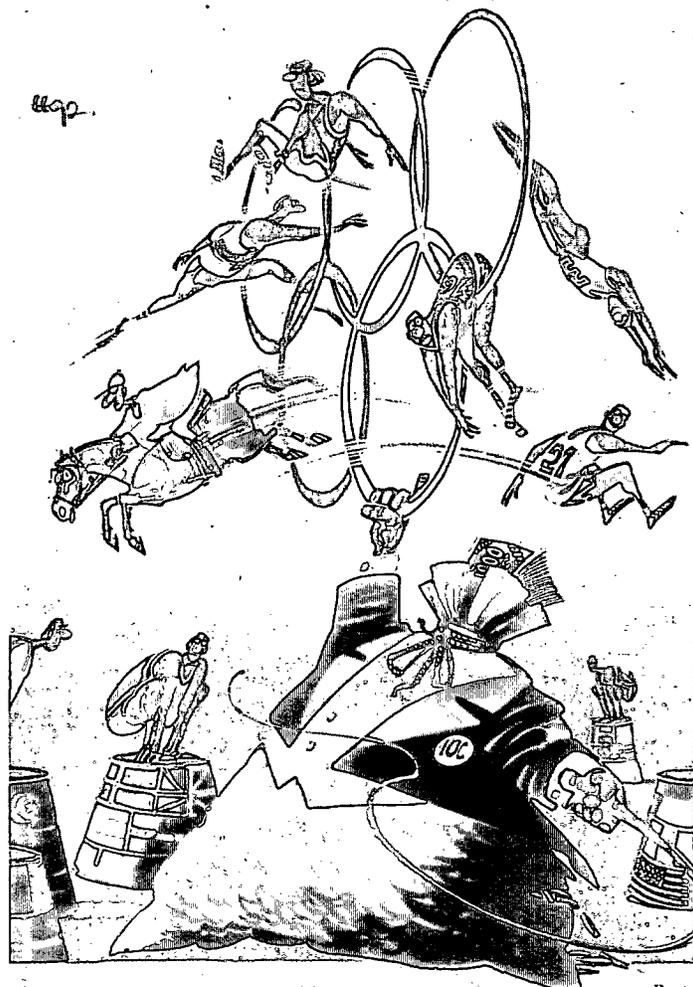
Die Ruderer Stefan Scholz und Cerstin Petersmann gingen pragmatischer vor. Sie heirateten noch in Barcelona. Die

Feier fand im Daimler-Club statt, und Matthias Kleinert, oberster Öffentlichkeitsarbeiter des Konzerns, sprach das Ehemotto: „Dem großen Ideal der Olympischen Spiele, die Menschen zusammenzubringen, habt ihr die Krone aufgesetzt.“

Doch die meisten mochten sich nicht so leicht abspesen lassen. Überall wurde auf- und abgerechnet. Angesichts dürftiger Werbeengagements erklärte Siebenkämpferin Sabine Braun, auch mit Reklame für „Kondome, Tampons und BHs“ keine Probleme zu haben. Basketball-Profi Detlef Schrempf bilanzierte, sein Aufwand habe sich nicht gelohnt: „Nur eine Medaille hätte ich zu Geld machen können.“ Konsequenz erklärte er, nie wieder für Deutschland zu spielen.

Verbittert registrieren vor allem von der Industrie übergangene Sportler wie die Goldmedaillengewinnerin Silke Renk einen olympischen Werteverlust. Als Speerwerferin, klagte Renk, habe man nur alle vier Jahre die Chance, auf sich aufmerksam zu machen, „wer da versagt, steht im Dunkeln“.

Doch auch wer siegt, steht noch lange nicht im Licht. Neue Stars werden nicht mehr geboren, seit Olympia um die prominenten Profis buhlt. Vor vier Jahren in Seoul war Tennisspielerin Steffi Graf der Medienstar, in Barcelona galt das Hauptinteresse vor allem ihrem Kollegen Boris Becker und den Basketball-Millionären des amerikanischen Dream-Teams. Der Star der Spiele wird nicht mehr über olympisches Gold definiert, sondern über den Kontostand oder seinen ganz speziellen Werbewert wie etwa



„Der Herr der Ringe“

Bunte

hallen, nur eben auf Hochglanz: Die Porträts der Betriebssportler an den Pinnwänden wurden fein säuberlich durch Zusätze wie „Gold“, „Silber“ oder „Bronze“ geschmückt.

Der Firmen-Wettkampf nahm schließlich skurrile Züge an. Die Sponsoren beschuldigten sich gegenseitig, die Stars mit Schleppernethoden wie auf der Reeperbahn in ihre Klubs zu locken, sogar Honorare für den Partygang zu zahlen. Nach dem Goldritt der Dressur-Equipe warteten vor dem Deutschen

„Da wird man neidisch“

Ruderer Bahne Rabe über seinen Frust bei Olympia

Rabe, 29, gewann in Barcelona mit dem Achter Bronze. 1988 war er in Seoul Olympiasieger geworden.

SPIEGEL: Herr Rabe, Sie verließen Olympia eine Woche früher als geplant. Sind Sie frustriert, weil die sicher geglaubte Goldmedaille verloren ging?

RABE: Für uns war das keine Überraschung. Das Klima hat sich seit 1988 kontinuierlich verschlechtert. In Barcelona kam in der ganzen Rudermannschaft trotz zehn Medaillen keine Stimmung auf. Ob Gold, Bronze oder gar nichts – es fehlte der Spaß.

SPIEGEL: Die deutschen Funktionäre haben den Teamgeist aber gelobt.

RABE: Unser Trainer Ralf Holtmeyer ist gleich nach dem Endlauf verschwunden und hat uns nur einen Gruß ausrichten lassen. Von Funktionären kam kein nettes Wort. Im Gegenteil: Als wir von Banyoles, wo die Ruderer gleich nach dem Finale aus den Zimmern geworfen wurden, ins olympische Dorf nach Barcelona ziehen wollten, war nichts frei, obwohl uns das NOK eine Unterkunft versprochen hatte. Jeder schob das Problem weiter, ich habe dann auf einer Luftmatratze bei Kollegen auf dem Balkon geschlafen.

SPIEGEL: Wären Sie als Olympiasieger anders behandelt worden?

RABE: Wahrscheinlich. Vorher waren wir der Deutschland-Achter, von dem jeder eine Goldmedaille zum Ruhm der Nation erwartete – jetzt haben wir Bronze und sind Versager, um die sich keiner kümmert.

SPIEGEL: War die Belastung des Gewinnen-Müssens zu groß?

RABE: Der Trainer hat den Druck weitergegeben. Holtmeyer kann sich im Fernsehen zwar toll verkaufen. Aber sonst saß er oft apathisch herum und verbreitete im Gegensatz zu Seoul eine unheimliche Kälte und Härte. Er gilt als Trainer, der aus beliebigen Ruderern einen Weltklasse-Achter formt – doch damit ist er wohl überfordert: Ein richtiges Wir-Gefühl ist bei uns in diesem Jahr nicht entstanden. Den ostdeutschen Trainer Dieter Grahn hat er 1991 gedeckelt, um seinen Einfluß am Dortmunder Olympiastützpunkt zu sichern.

SPIEGEL: Wie wirkten sich diese Machtkämpfe auf die Ruderer aus?

RABE: Holtmeyer hat Leute, die ihm nicht paßten, unter Druck gesetzt und eingeschüchtert. Im Gegensatz zu

1988 hat er die Athleten auf Distanz gehalten und viele rüde behandelt. Zudem gab es für uns keine Erfolgserlebnisse mehr, weil Siege als selbstverständlich abgehakt wurden. Auf die Dauer schlägt diese strenge Erfolgsorientierung ins Gegenteil um. Wir waren stärker als in Seoul, fuhren aber hinterher, weil die Begeisterung fehlte.

SPIEGEL: Kamen Ihnen nie Zweifel am Leistungssport?

RABE: Ich habe mich oft ausgenutzt gefühlt, wenn sich bei großen Siegen



Ruderer Rabe auf dem Notlager: „Es fehlte der Spaß“

die Funktionäre in unserem Glanz gesontt haben. Von denen interessiert sich keiner dafür, daß wir 40 Stunden die Woche fürs Rudern arbeiten und meine Eltern mir pro Monat 600 Mark geben müssen, damit ich über die Runden komme. Auf die Großverdiener wird man da richtig neidisch.

SPIEGEL: Als nationales Symbol hätte sich der Deutschland-Achter doch gut vermarkten lassen müssen?

RABE: Das dachten wir anfangs auch. Aber wir hatten selbst im Olympiajahr nur eine Bonbonfirma als Sponsor. Da wäre es sicher vernünftiger, endlich mein Informatikstudium zu beenden. Mein Problem ist, daß ich zu sehr am Rudern hänge – so lasse ich mir viel zuviel von Funktionären und Trainern gefallen. Mit einer Goldmedaille um den Hals hätte ich das alles für einen Moment vergessen.

bei der deutschen Hochspringerin Heike Henkel (siehe Seite 205).

Immer häufiger denken deshalb Athleten im vereinten Deutschland über die verkrusteten Strukturen des Leistungssports nach, die ihnen keine Chance lassen. Sie fordern Manager anstelle der Funktionäre, die den olympischen Geschäftsgang nicht beherrschen. 8,7 Millionen Mark kostete der Barcelona-Trip des deutschen Teams. Doch vor allem bei Leichtathleten und Schwimmern stand der Aufwand in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Konsequenterweise artikuliert sich der Widerstand gegen die überflüssigen Mitesser hier am lautesten.

Mit den deutschen Zehnkämpfern, die sich vom Verband weitestgehend

unabhängig gemacht haben, solidarisierten sich in Barcelona auch die britischen und französischen Kollegen – ein Zeichen dafür, daß der Athletenfrust nicht allein ein deutsches Phänomen ist. Der Olympiasieger von 1988, Christian Schenk, sieht „mit Sicherheit“ bei Olympia künftig „Firmenmannschaften am Start“, ähnlich wie jetzt schon im Profi-Radsport. Dann sei kaum noch zu verhindern, daß „das ganze System Olympia kippt“.

Doch IOC-Präsident Samaranch ist offensichtlich entschlossen, den expansiven Kurs des Geldschneidens um jeden Preis fortzusetzen. In vier Jahren will er die Radprofis bei Olympia begrüßen, die Modernen Fünfkämpfer sollen den weitaus populäreren Triathleten weichen. Bis zum Jahr 2000 möchte der Spanier Gewichtheben, Fechter, Dressurreiter und Kanuten aussortiert haben – um Platz zu schaffen für besser zu vermarktende Sportarten.